

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 17 (1949-1950)
Heft: 5

Artikel: Fortschrittsglaube und Zweifel im amerikanischen Geschichtsdenken
Autor: Mann, Golo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758783>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FORTSCHRITTSGLAUBE UND ZWEIFEL IM AMERIKANISCHEN GESCHICHTSDENKEN

VON GOLO MANN

Das amerikanische Credo

Dem Europäer, der in den dreißiger Jahren nach den Vereinigten Staaten kam, war zu raten, seine Europäer-Sorgen für eine zeitlang aufzugeben, und etwas anderes zu versuchen. Es war ihm zu raten, sich ein wenig gehen und treiben zu lassen, sich ermutigen zu lassen von dem ungebrochenen Lebensmut des Landes, in dem er nun leben sollte. Zwar, die Ereignisse in Europa wurden, wenigstens von einer intellektuellen Elite, in den großen Städten, auf den Universitäten, mit Aufmerksamkeit verfolgt, aber es war die Aufmerksamkeit des interessierten Zuschauers, nicht des Handelnden, des direkt Beteiligten. Die große Wirtschaftskrise war nicht lange her und war genau genommen, trotz aller in sich so verschiedener, widerspruchsvoller Versuche des New Deal, nie völlig überwunden worden. Aber keine neue Theorie erschien, um dem wirtschaftlichen Optimismus der Amerikaner im Prinzipiellen den Stoß zu versetzen, den er im Reiche der Erfahrung eben erlitten hatte. Präsident Roosevelt war ein praktischer Mann, ein Mann der Tat und des Experimentierens, ganz unbekümmert um die Theorie; sein Einfluß im Lande war damals ein überwältigender. Roosevelt fühlte sich eins mit der Tradition Amerikas: Christentum und Demokratie, Respekt vor dem privaten Eigentum und Hilfe für die Notleidenden, tätige, Kräfte freisetzende Hilfe; Versuchen, Verwerfen, Neues Versuchen, Handeln. Roosevelts Philosophie konnte «Americanism» wenigstens ebensogut genannt werden wie die Haltung seiner konservativen Gegner, die auf den Titel von Konservativen ohnehin nur einen zweifelhaften Anspruch hatten.

Unsere europäische Sorge ist Sorge um die Zukunft, gewiß, sie ist aber auch Sorge um die Vergangenheit, um ihre Werte und Schönheiten, um die Erhaltung der Kontinuität. Die Vergangenheit gehört zu unserm Raum, der in einer andern Dimension so sehr beschränkt

ist. Die Amerikaner haben wenig alte Städte und Monumente. Dafür aber haben sie den Raum; die Ebenen des Mittelwestens, dort wo ein Staat von achtundvierzig die ganze Union ernähren könnte; die National Parks, weite demokratische Fürstentümer der Erholung und des Abenteuers; die Wüsten, die Gebirge und Forste des Westens. Konservativismus als Sorge um die Vergangenheit hat sich hier nie wirklich entfalten können, weil keine Notwendigkeit für ihn bestand. Was sich in Amerika konservativ nennt, das ist in den meisten Fällen nichts als gefrorene Revolution, in gewissen Formen des neunzehnten oder achtzehnten Jahrhunderts erstarrter Liberalismus. Mit der Vergangenheitsliebe eines Edmund Burke, der kühlen, melancholischen Weisheit eines de Tocqueville, der nagenden Sorge um die Kultur, den bitteren Warnungen eines Jacob Burckhardt hat es nichts zu tun. Als Burckhardts «Weltgeschichtliche Betrachtungen» im Jahre 1940 unter dem Namen «Force and Freedom» in New York erschienen, wurden sie von einer führenden republikanischen, also konservativen Tageszeitung in Grund und Boden kritisiert als das Dokument eines antidemokratischen, trostlos pessimistischen Geistes. Aehnlich hat der Schreiber dieser Zeilen kalifornische Studenten, wohlhabender Leute Kinder, hell auflachen hören, als man ihnen Burkes Klagelied auf den Verfall des Feudalismus vorlas; sie waren alle auf der Seite Thomas Paines. Sie waren auf der Seite des Europäers, der mit der Vergangenheit brach. Und das war ja eigentlich die Beschreibung eines jeden europäischen Auswanderers im neunzehnten Jahrhundert. Jede Emigration nach Amerika war ein Protest gegen die Alte Welt, ihre Beschränkungen, ihre Werte, ihre Hierarchien. Und einmal im neuen Lande, blieb die Feindschaft bestehen, oder machte allmählich einer kalten Gleichgültigkeit platz.

Es ist oft gesagt worden, vor kurzem noch von Myrdal in seinem großen Werk über die Negerfrage «The American Dilemma», daß die amerikanische Nation stärker, bewußter als jede andere durch einen gemeinsamen Glauben geeint sei. Dies amerikanische Credo ist stark in seiner Einfachheit und es läßt sich in wenigen Worten wiedergeben. Gleichheit aller vor dem Gesetz und vor Gott; gleiche Anfangschance für alle; freie, nimmermüdende Tätigkeit eines jeden einzelnen zur Verbesserung seiner Lebensbedingungen, im eigenen Interesse, das sich mit dem der andern in natürlicher Harmonie zusammenfinden wird zu gemeinsamem Fortschritt. So wenig Regierung wie möglich, so wenig Kontakt mit andern Staaten, so wenig äußere Politik wie möglich. Nichts, was nicht noch besser gemacht werden könnte, als es ist; kein Problem, das sich bei gutem Willen aller nicht friedlich und rechtlich lösen ließe. Jefferson hatte diesen Glauben vor 150 Jahren;

Herbert Hoover hatte ihn vor 25, hat ihn wahrscheinlich heute noch; denn von den alten Grundbegriffen, mit denen wir aufgewachsen sind, trennen wir uns nicht ohne äußerste Not. Auf dem Boden dieses gemeinsamen Credo, nicht gegen es, ist in Amerika im neunzehnten Jahrhundert Politik gemacht worden. Die Sprecher der Minderheiten, die Populisten und Progressiven, die sozialkritischen Romanciers, die kämpferischen Publizisten und «Muckraker» nahmen es ebenso zum Maßstab ihres Tuns wie die offiziellen Würdenträger des Staates; der Streit ging nicht um das Prinzip, sondern darum, wer es am besten verteidigte oder etwa nur rhetorisch geltend machte und heimlich verriet. Regionale Unterschiede, wirtschaftliche Klassengegensätze, persönliche Nuancen, gewiß; aber nicht der Kampf zwischen unversöhnlichen Ideenwelten, wie er etwa die französische Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts kennzeichnet. Oder doch nur ein einziger Zusammenstoß zwischen Unversöhnlichem. Aber der amerikanische Süden ist selbst heute noch in mehr als einer Beziehung ein Land für sich; ein Außerhalb mehr noch als eine Ausnahme.

Ueber die Quellen des amerikanischen Glaubens ist viel nachgedacht worden, und es wurden mehrere mit einer gewissen Ausschließlichkeit verfochten: Das protestantische Christentum; die politische Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts; die Lebensbedingungen des amerikanischen Kontinents selbst, die Pioniersgrenze. Für den von außen Kommenden ist diese Diskussion lehrreich genug, ohne daß er sich für eine der Thesen entscheiden müßte; denn jede von ihnen läßt sich recht gut, und darum keine absolut vertreten. Der demokratische Gleichheitsbegriff stammt aus dem Christentum und muß verwelken, wenn man ihn von dieser seiner Wurzel löst. Die Unabhängigkeits-Erklärung ist voll von den philosophischen Modeworten des achtzehnten Jahrhunderts. Liberalismus und Demokratie mußten in Amerika zu etwas werden, das unterschieden war und sich unterschieden fühlen mußte von den Dingen auf unserm von der Geschichte gesegneten und verfluchten Kontinent. Zwei der am tiefsten denkenden europäischen Liberalen, Tocqueville und Acton, haben geglaubt, daß Freiheit nicht bestehen könne ohne irgendeine Form von Aristokratie. Dergleichen ist in Amerika, zur Zeit der Entstehung der Republik, wohl auch vorsichtig zu bedenken gegeben worden; aber man ist darüber bald zur Tagesordnung übergegangen. Die Tagesordnung, das war das Land, das zu Erforschende, zu Bebauende; Raum für alle, Arbeit für alle, gleiche Glückschancen für alle. Hier war das Leben gut wie es war, und es konnte in Zukunft nur immer noch besser kommen.

Amerika und Europa

Wenn das ein Fortschrittsglaube war, so war es von vorneherein ein auf Amerika eingeschränkter oder doch konzentrierter. Es gehen, was das Verhältnis der Alten zur Neuen Welt betrifft, zwei Voraussagen in der amerikanischen Geschichte um: eine, wonach die Europäer endlich die Amerikaner nachahmen und sich zu einer europäischen Bundesrepublik zusammenschließen werden; die andere, wonach Amerika, nach Auffüllung des Kontinents, durch Industrialismus, Uebervölkerung, Großstadt, Klassenkampf alles Elend Europas erfahren und teilen wird. Die erste Prophezeiung wurde von Washington, die zweite von Jefferson klassisch formuliert. Bei Jefferson findet man alle Elemente des amerikanischen Fortschritts — wie des amerikanischen Ausnahmeglaubens; eine kalte Verachtung für die Vergangenheit, das heißt die europäische Vergangenheit und die europäische gesellschaftliche Gegenwart in ihren beiden Extremen, Hof und Adel auf der einen, Großstadtpöbel auf der andern Seite. Vor beiden Extremen wünschte er sein Amerika zu bewahren. Später, als die amerikanische Industrie die englische nachahmte, sie erreichte, sie überflügelte, ließ sich freilich Jeffersons Anti-Urbanismus nicht ernsthaft aufrecht erhalten. Aber der Gegensatz kam nicht aus der Welt. Die Industrialisierung Europas brachte mit sich, was die Industrialisierung Amerikas nicht mit sich brachte: Theorie und Praxis des Klassenkampfes. Die beiden Pole der Jeffersonschen Abneigung erschienen wieder als europäischer Konservatismus und europäische Revolution; und beide waren den Amerikanern gleich zuwider. Es stand den Europäern jederzeit frei, sogar wurden sie gelegentlich von Amerika aus dazu aufgefordert, ihre engen Grenzen und Grenzkriege, ihre stehenden Heere, ihre Könige und Standesunterschiede loszuwerden und sich zu amerikanisieren; aber wenn sie es zu tun versuchten, so taten sie es doch nie auf die rechte Weise. Der goldene Mittelweg gesetzlicher Freiheit und friedlichen Fortschrittes schien den Amerikanern vorbehalten zu sein.

So entstand, was man unter Historikern «American exceptionalism» genannt hat, und wofür in der diplomatischen Sphäre die Monroe-Doktrin der klassische Ausdruck wurde. Hier ist nicht die ursprüngliche Botschaft des Präsidenten gemeint, die, wenigstens nach der Absicht Monroes, einen ganz andern Sinn hatte, sondern die Doktrin, so wie sie sich im Laufe des Jahrhunderts entwickelte. Amerika war besser, Amerika war jedenfalls anders, und die geschichtlichen Gesetze der Alten Welt fanden hier keine Anwendung. Dieser Ausnahmeglaube darf mit verknöchertem, selbstischem Isolationismus durchaus nicht gleichgesetzt werden. Im Gegenteil, Exzeptionalisten waren

gerade die fortschrittsfreudigsten Demokraten, die Kämpfer für die Rechte des kleinen Mannes; im zwanzigsten Jahrhundert Philosophen wie John Dewey, Historiker wie Charles Beard, Politiker wie Senator Norris und der ältere La Follette. Von ihnen ist der Europa-Politik des Präsidenten Wilson die gefährlichste, weil geistig bedeutendste Opposition gekommen. Mit Imperialisten vom Schlage eines Lodge hätte der Präsident sich verständigen können, da er ja selbst in gewissem Sinne zum Imperialisten geworden war; mit den amerikanischen, den *nur* amerikanischen Progressiven war keine Verständigung möglich.

Die amerikanische Geschichte des soziologisierenden, des beinahe sozialistischen Historikers Charles Beard spricht schon in ihrem Namen den Geist des Unternehmens aus: «The Rise of American Civilisation», der Aufstieg der amerikanischen Zivilisation als einer von der europäischen unterschiedenen, unabhängigen. Es ist jedenfalls ein sehr sinnvoller Zufall, daß es der aristokratische und pessimistische Henry Adams war, der zuerst den Ausdruck von der «Atlantic Community», der Gemeinschaft der Völker rings um den Nordatlantik prägte, während der sehr amerikastolze, demokratisch gesinnte Beard von einer solchen Gemeinschaft nichts wissen will, und von den blutigen Narreteien der Alten Welt mit Mitleid und Verachtung spricht. Mit Verachtung; denn diese Orgien der Selbstzerstörung wären ja nicht notwendig, entstammen keinerlei tragischen Notwendigkeit. Das ist eine Beobachtung, die man auch im Verkehr mit amerikanischen Studenten häufig machen kann: Sie haben wenig Sinn für das Tragische in der Geschichte, für Konflikte, in denen beide Seiten recht haben, so daß ihre gewalttätige Austragung unvermeidlich ist. Daß es solche Konflikte gibt, könnte ihnen gerade anhand des Sezessionskrieges leicht gezeigt werden; aber da der mit dem vollständigen Siege des Nordens endete und gleich nach dem Siege eine Periode beispielloser Prosperität begann, so mußte im Rückblick der Süden wohl unrecht gehabt haben und er hätte besser daran getan, kampflös nachzugeben. Selbst Woodrow Wilson, der moralistische Historiker, gebraucht ein solches Argument, wenn er meint, es hätte der Süden wohl im legalen Sinn recht gehabt, historisch aber unrecht. So hätte das ungefähr auch ein deutscher Historiker sagen können. In der Tat war man in Amerika wie in Deutschland, wenn auch mit anderm Akzent, leicht bereit, Erfolg und Recht einander gleichzusetzen. Aus dem Siege des Rechtes über obstinates, unfruchtbares Unrecht ging ja die große Republik hervor; und aller späterer Segen konnte auf diesen ursprünglichen Triumph zurückgeführt werden. Wirklich haben ja die Amerikaner nie einen Krieg verloren, nie eine große Anstrengung umsonst gemacht; und da sie sich gleichzeitig im Besitz der besten Ein-

richtungen, des reichsten, glücklichsten Landes wußten, so wäre es wohl übermenschlich gewesen, hier der optimistischen Denkversuchung zu widerstehen. Erfolgreich war der Tüchtigste im Lande und waren alle Tüchtigen; erfolgreich war das tüchtigste und beste Land. Kam es zu blutigen Konflikten, so mußte einer im Unrecht, einer außergewöhnlich böse sein; ihn galt es zu eliminieren, um die Bedingungen freien, friedlichen Wettbewerbes schleunigst wieder herzustellen. So wurde der erste deutsche Weltkrieg verstanden, so der zweite; und schon ist die amerikanische Aufmerksamkeit wieder auf eine einzige ungewöhnlich böse Macht konzentriert, die, und die allein, der normalcy von Friede, Freiheit und Fortschritt feindlich im Wege steht.

Ein Glaube also, nicht an die Macht als solche, sondern die Macht des Rechtes, den Erfolg der guten Sache, der amerikanischen Sache. Wer konnte denn ernsthaft bestreiten, daß die Welt mit den Vereinigten Staaten besser daran war als ohne sie? Nichts lag den amerikanischen Historikern ferner als mephistophelische Machtvergötzung nationalistischer, hegelianischer oder marxistischer Provenienz. «Machtpolitik» war ihnen das Kainszeichen der alten Welt. Daß es aber die Große Republik gab, daß die Große Republik immer nur wuchs, immer nur Erfolg hatte, darin lag ihnen etwas wie eine Erscheinung Gottes in der Geschichte.

Ausnahmen, die die Regel bestätigen

Vereinfachen muß, wer über einen unerschöpflichen Gegenstand überhaupt eine sinnvolle Aussage machen will. Fakten, Tendenzen, Personen gibt es genug, die in das eben entworfene Bild nicht passen. Es gibt die sentimental Verherrlicher der Besiegten, der Indianer etwa oder der Aristokratie des Südens. Es gibt die Ankläger und Verneiner, nicht der Verfälschungen des amerikanischen Traumes, sondern des amerikanischen Traumes selber. Es gibt die politischen Abtrünnigen, die Antidemokraten vom Schlage eines John Calhoun. Es gibt die Auswanderer im Geist, die aristokratischen Outsider vom Schlage der Brüder Adams. Da wir aber einmal beim Vereinfachen sind — nun, selbst die Brüder Adams ließen sich, als Ausnahmen, die die Regel bestätigen, dem Bilde des amerikanischen Optimismus wohl einfügen. Denn sie waren Ausnahmen und fühlten sich als solche; als Zeit- und Ortsfremde in einem Lande, das helllichtige Aristokraten, kritisch leidende Erben einer großen Familientradition in den letzten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts weniger brauchen konnte als je zuvor. Henry Adams war ein junger Mensch zur Zeit des Sezessionskrieges und starb nach dem ersten deutschen Weltkrieg;

gehörte also einer Generation an, die drüben wie hier manches erlebt hat. Aber Henry Adams hielt nicht viel von seiner Epoche und ihren Schöpfungen: Den Machtkonzentrationen von Kapital und Arbeit, den Großstädten, Großmächten, Großkriegen. Aus nationalistischer Zerrissenheit entfloh er in die Einheit des katholischen Mittelalters, über das er sein schönstes Buch geschrieben hat. Die Monumente des Mittelalters lockten ihn, die Dome, die Klöster, die alten Städte. Aber von einem letzten Besuch in Nürnberg schrieb er ungefähr dasselbe, was Hermann Hesse dreißig Jahre später aus der gleichen Stadt schrieb: Es habe das Alte, Schöne in solcher Umgebung keinen Sinn, kein Leben mehr und werde darum auch physisch nicht bestehen können. Henry Adams liebte seine Zeit nicht und versprach sich von der Zukunft nichts Gutes. In Europa hätte er deswegen nicht allein zu sein brauchen — hier gab es Kritiker und Warner genug. In den Vereinigten Staaten konnte er nicht einmal auszusprechen wagen, was er dachte, jedenfalls nicht systematisch, nur gelegentlich, in Briefen; viel weniger konnte er tun, was der Enkel zweier Präsidenten der Union sich heimlich doch gewünscht hätte: Als Politiker eingreifen in die Geschicke seines Landes, mitmachen am öffentlichen Geschäft. Und so betrachtete er sein Leben als verfehlt, eine Kette von Niederlagen; ein Umstand, auf den er in seinen Memoiren, nicht ohne Koketterie, immer wieder verweist.

Henrys Bruder Brooks Adams nahm in seinem Werk «The Law of Civilisation and Decay» die Philosophie Oswald Spenglers vorweg. In den großen wirtschaftlichen Machtkonzentrationen, in der Allmacht der Finanz sah Adams den Niedergang einer jeden Zivilisation, damals, in den achtzehnhundertneunzigern, also der europäisch-amerikanischen. Der merkwürdige Essay wurde kaum beachtet, als er zuerst erschien; vom buchhändlerischen Standpunkt aus ist er fünfzig Jahre zu früh geschrieben worden.

Krise des Fortschritts Glaubens

Denn heute ist es anders. Heute werden geschichtsphilosophische Versuche dieser Art mit dem selben gierigen Interesse aufgenommen wie in Europa nach dem ersten Weltkriege. Heute geht das Gefühl im Lande um, daß das amerikanische Credo einer gründlichen Revision bedarf; daß es auf Bedingungen beruhte, die wie alles in unserer Welt vergänglich sind; daß eine Philosophie, die für den kontinentalen Gebrauch so lange so gut ausreichte, für den Weltgebrauch nicht mehr ausreicht.

Bevor ich mir das Thema dieses Essays anmaßte, habe ich unter

meinen Studenten eine Rundfrage darüber angestellt. Ich weiß, die Methoden des «Gallup Polls» sind augenblicklich ein wenig in Ver- ruf, und nicht mit Unrecht. Es handelte sich aber in unserm Fall immerhin um schriftliche Bearbeitungen, die eine eingehendere Be- handlung der Frage unvermeidlich machten. Die Befragten waren junge Leute im Alter zwischen zwanzig und dreißig, aus wohlhaben- den amerikanisch-konservativen Kreisen, in der Mehrzahl aus dem Staate Kalifornien. Das ist einer der blitzendneuesten der amerikani- schen Staaten, enorm in seinem inneren Wachstum, optimistisch und geschichtslos noch, wieder mit den Staaten des Ostens verglichen, be- herrscht vom Automobil und den modernen Erziehungsmethoden. Die Landschaft bietet, was das wanderlustige Herz nur begehren kann; Schneegebirge und Orangenhaine, Meere, Wälder und Seen. Aber diese begünstigten jungen Leute zeigen sich ihres gegenwärtigen und zukünftigen Glücks durchaus nicht sicher. Die Frage nach der Wahr- heit des Fortschrittsbegriffes beantworteten sie in ihrer großen Mehr- zahl mit Nein; selten zynisch, meistens bedauernd. Sie lieferten dabei, zusammengenommen, alle die Argumente, die in Europa längst be- kannt sind, die man aber an diesem Ort, aus dieser Quelle kaum erwarten konnte. Amerika, schrieben sie, ist besonders privilegiert und ist darum überhaupt nicht typisch; der Unterschied zwischen den Ver- einigten Staaten und der übrigen Welt, und besonders Westeuropas hat aber an Bedeutung schon sehr verloren und kann in Zukunft nur weiterverlieren. Technischer Fortschritt ist nicht gleichbedeutend mit Fortschritt zum Guten, nicht einmal zum besseren Leben. Größere Macht ist nicht größere Freiheit; wir Amerikaner, schrieben sie, stehen heute ungleich mächtiger in der Welt da als vor fünfzig Jahren, aber freier in der Gestaltung unseres eigenen Lebens sind wir nicht ge- worden, eher im Gegenteil. Einer meinte geradezu, die Menschen seien nie so unglücklich gewesen wie heutzutage: «The idea of progress does not have my faith.» Andere versuchten, zu unterscheiden, zu nuan- cieren; sie versuchten, auf ihre bescheidene Weise, jene Revision des amerikanischen Glaubens zu vollziehen, ohne die er in Zukunft nicht wird bestehen können.

Einseitige Lösungen

Unrevidiert, ist er den Erfahrungen des zwanzigsten Jahrhunderts nicht adäquat. Infolgedessen reden jene, die ihm unbeirrt anhängen, nicht zur Sache. Andererseits besteht die Gefahr, daß ein in mehreren wichtigen Bezügen inadäquater Glaube plötzlich ganz fallen gelassen wird; worauf irgendein modischer Fatalismus oder Nihilismus nur zu leicht an seine Stelle tritt.

Für das unrevidierte Festhalten an der amerikanischen Tradition mögen hier zwei Beispiele stehen: Die, sozusagen, offizielle Philosophie der National Association of Manufacturers und die Meinungen des Kreises um Mr. Henry Wallace. Daß beide Gruppen sich erbittert befehden, versteht sich von selbst. Aber sie tun es, sich selber kaum bewußt, in der Weise, in der im neunzehnten Jahrhundert in Amerika politische Kämpfe ausgetragen wurden: Eine Basis unbezweifelnder Anschauungen über Mensch und Welt ist ihnen gemeinsam.

Hört man zum Beispiel die Reden, die auf einer Versammlung der National Association gehalten werden, so fühlt man sich sehr angenehm in die Atmosphäre des mittleren neunzehnten Jahrhunderts zurückversetzt. Es ist, als hätte man die Galoschen des Glücks aus dem Andersenschen Märchen angezogen. Hier haben wir es keineswegs mit machiavellistischen Klassenkämpfern zu tun; vielmehr mit christian gentlemen, die einen beträchtlichen Teil ihres Einkommens gemeinnützigen Zwecken opfern, auch für das Wohlergehen ihrer Angestellten, wenn sie ihre Zahl nur irgend noch übersehen können, ein löbliches Interesse bekunden. Aber aus den ökonomischen Erfahrungen der letzten Jahrzehnte wird keinerlei Konsequenz gezogen. Die große Krise der dreißiger Jahre bleibt unerwähnt. Die Regierung erscheint als ein feindlicher Eindringling in Reiche, die sie nichts angehen, als lästiger Nachahmer fremdländischer Verirrungen; je weniger sie sich bemerkbar macht, desto besser. Wenn sie den Einzelnen nur ungehindert schaffen läßt, wenn er arbeitet und spart, so kann und wird er Erfolg haben; und dieser Erfolg, der in seinem Interesse ist, wird zugleich auch ein Dienst an der Allgemeinheit sein. Das allein ist der amerikanische Weg; war es in Amerika immer; und es war es im Grunde anderswo nie. Denn Sozialismus ist nur die neueste Erscheinungsform jener totalitären Tyrannei, die, als Priesterherrschaft, Feudalismus, absolute Monarchie oder revolutionäre Diktatur Europa und Asien noch immer geplagt hat . . .

Demgegenüber betont nun Henry Wallace die Aufgaben des Staates als eines Wächters über das Wirtschaftsleben oder selbst eines aktiv in das Wirtschaftsleben eingreifenden Agenten. Das wird häufig mit Sozialismus verwechselt; obwohl Wallace gerade die Masse der unabhängigen Farmer, der kleinen unabhängigen Geschäftsleute vor dem Zugriff der Riesenkonzerne beschützen will, und obwohl er in diesem Bestreben der populistischen Tradition Amerikas viel nähersteht als der sozialistischen Tradition Europas. Noch unverkennbar amerikanischer aber zeigt Wallace sich in seinem Glauben an den guten Genius des Mannes auf der Straße, in seiner Vergottung des «common man». Woodrow Wilson gab einigen wenigen nicht demokratisch kontrollierten Machthabern Schuld an der Katastrophe von 1914.

Wallace gibt einigen wenigen ungewöhnlich bösen Geschäftsleuten in Wall Street die ganze Schuld an der gegenwärtigen Weltspannung. Feierlich und glücklich versichert er uns, das zwanzigste Jahrhundert werde das Jahrhundert des common man sein; er bemüht sich nicht einmal, seinen Helden irgendwie zu definieren, und sieht keinen Augenblick, daß sein common man wohl so aussehen mag wie ein neu-englischer Kirchgänger am Sonntag, daß er aber auch das Gesicht haben kann, das etwa die Massen der Stadt Wien an einem gewissen Tag des Jahres 1938 zeigten.

Hier wird aus den Erfahrungen der letzten Jahrzehnte keine Lehre gezogen; im Falle der National Association of Manufacturers nicht aus den wirtschaftlichen; im Falle des Wallace-Kreises nicht aus den politischen, moralischen, menschlichen. Das alte amerikanische Credo wird präsentiert, als sei im Grunde nichts Ernstes geschehen, als sei nichts zutage getreten, als ein paar ärgerliche, aber leicht zu eliminierende Störungen.

Auf der andern Seite finden wir auch in Amerika jene allzu große Beweglichkeit des Geistes, die für Europa nun schon so lange charakteristisch ist; eine Bereitschaft, alle Tradition preiszugeben und jedem geistigen Taschenspieler seine Ware abzukaufen, sie sei so plump und schlecht wie sie sei, wenn sie nur auf ihre Art so einfach ist, wie der alte Glaube war. Der selbst in die breite Masse gehende Erfolg einer so oberflächlichen und trostlosen, aus Machiavelli, Marx, Spengler hastig zusammengerührten Teufelei wie James Burnhams «Managerial Revolution», ist ein Beispiel für diese geistige Anfälligkeit. Auch fand etwa vor einigen Jahren die Wissenschaft der «Geopolitik» mehr Aufmerksamkeit, als sie verdiente; die Namen MacKinder, Haushofer, Homer Lee waren in zu vieler Leute Mund. Die Mode scheint vorüber, der Name jedenfalls wurde fallen gelassen; aber auf geographische Spekulationen gegründete Machtpolitik, wie sie der echten amerikanischen Tradition radikal fremd ist, wird doch noch immer in gewissen Büchern und Zeitschriften mit bitterem Enthusiasmus getrieben. Das ist die Gefahr des enttäuschten Idealismus, der verlorengegangenen Unschuld. Man gibt sich dem ganz hin, was man so lange ganz ignoriert und verachtet hat.

Dergleichen Extreme muß man erwähnen, weil sie zum Bilde gehören, ohne ihnen jedoch einen zu großen Platz in ihm einzuräumen. Unter hundertvierzig Millionen Menschen, denen es nicht an Muße und nicht an Druckerschwärze fehlt, gibt es am Ende alles, und alles ist irgendwie rückführbar. Es gibt die gläubigen Idealisten, die die ganze Welt, sozusagen mit einem Schlage, amerikanisieren wollen. Es gibt die konservativen Historiker, vom Schlage Professor Crane Brintons, die den einzigartigen Charakter unserer Epoche bestreiten und uns auf

die in Europa längst erprobten Gesetze politischer Mechanik und Balancekunst zurückverweisen; wobei nur China, Rußland, Südamerika, Indien, Westeuropa an Stelle von Bourbon, Habsburg, Hohenzollern und Romanow treten sollen. Es gibt die protestantische Innerlichkeit, die nicht an Politik und Verfassungen glaubt. Es gibt selbst den Einfluß indischer Mystik; und in einer kalifornischen Wüste erkennt der Träger eines berühmten literarischen Namens in der Idee des Fortschrittes das Werkzeug, mit dem der Teufel die Menschenwelt zu ruinieren im Begriff sei. All dies und vieles mehr mag man amerikanisch, auch amerikanisch nennen, insofern Amerika von jeher das weltoffenste Land war, gewohnt, Ideen wie Menschen ein Asyl zu gewähren.

Vom amerikanischen zum Menschheitsglauben

Exzeptionell war ursprünglich die Lage Amerikas, waren die amerikanische Geschichte und die Bedingungen des Lebens in Amerika. Mit diesem Exzeptionalismus ist es vorbei; und darum erscheint er den neuesten Historikern rückblickend selbst für die Vergangenheit nicht so allgütig, wie er früheren Generationen erschienen war. Die Essays von Arthur Schlesinger dem Älteren etwa, die kürzlich unter dem Titel «New Ways to the Past» gesammelt wurden, befassen sich mit alledem, was Amerika mit Europa gemein hat und schon während des ganzen neunzehnten Jahrhunderts gemein hatte: Industrialismus, Urbanismus, Nationalismus, Demokratie, Humanitarianismus und so fort. Exzeptionell aber, unvergleichlich, einzigartig, ist unsere Gegenwart, die geschichtliche Situation des Menschen in ihrer Gesamtheit. Gewiß, das sind zwei sehr verschiedene Exzeptionalismen, sehr verschiedene Einzigartigkeiten. Und doch besteht ein Zusammenhang zwischen ihnen. Denn vergessen wir nicht, daß die amerikanische Republik ursprünglich aus jenem Geiste heraus gegründet wurde, der zuerst die Einzigartigkeit der modernen geschichtlichen Situation des Menschen verkündete: Dem revolutionären Geist der letzten Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts. Zwar blieben damals die amerikanischen Revolutionäre mit gutem Grund bei der christlichen Zeitrechnung; aber in gewissem Sinn wurde doch auch bei ihnen das Jahr Eins geschrieben. Sie wollten durch Beispiel wirken, nicht wie die Jakobiner durch Intrige und Krieg. Beispielhaft aber sollte ihre Republik sein, das Neue, das endgültig Rechte, eine Aufforderung an alle Welt, es ihnen gleichzutun; und so ist sie auch etwa von Kant verstanden worden. Dieser, die Welt als Ganzes und den geschichtlichen Augenblick weit mehr als die geographische privilegierte Position betreffende Exzeptionalismus ist während des neunzehnten Jahrhunderts wohl oft

verschüttet worden, in den großen Krisen aber immer wieder hervorgetreten: Zur Zeit Lincolns, zur Zeit Wilsons, zur Zeit Franklin Roosevelts. Und er, nicht der bloße Glaube an die glückhafte Auswähltheit Amerikas, wird den Aufgaben der Gegenwart gerecht.

So ist denn zum Beispiel die Idee einer Weltregierung oder Weltföderation, die gleichfalls aus dem achtzehnten Jahrhundert stammt, heute wohl nirgends so populär wie in den Vereinigten Staaten. Nirgends sonst gibt es so viele Gruppen und Persönlichkeiten, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, die Probleme einer universalen Vereinigung aufzuklären und für das große Ziel Propaganda zu machen. Dabei machen sie den Vergleich zwischen der amerikanischen Notwendigkeit von 1787 und der Weltnotwendigkeit von 1949 zum Eckpfeiler ihrer Ueberredungsversuche. Wohl etwas zu sehr; denn natürlich war das Unternehmen der gründenden Väter von Philadelphia an sich heikel genug, doch ein Kinderspiel, verglichen mit den Hindernissen, die sich heute den World federalists entgegentürmen. Aber nicht auf diesen Unterschied kommt es hier an, sondern auf den inneren Zusammenhang; die amerikanischen Vorkämpfer für Welt Einheit und Weltgesetz setzen bewußt die beste amerikanische Tradition fort, indem sie zugleich über sie hinaus, ins Weltweite, gehen. So hat übrigens schon Woodrow Wilson den Völkerbund eine «Ausdehnung der Monroe-Doktrin auf die ganze Welt» genannt — eine wunderlich künstliche, in ihrer Widersprüchlichkeit fast absurde Definition, die aber des geschichtlichen Sinnes dennoch nicht entbehrte.

Was dann den Vorwurf des ungebührlichen Optimismus und Leichtsinns betrifft, der gegen die World federalists manchmal erhoben wird, so wird er auf die ernsteren unter ihnen kaum zutreffen. Sie wirken nicht im Sinne des amerikanischen Candide, für den in der besten aller möglichen Hemisphären noch immer alles zum besten steht. Sie handeln vielmehr im Sinne Kants, der ja den Ursprüngen der amerikanischen Tradition sehr nahestand, und der dennoch von allen selbstzerstörerischen Möglichkeiten des Menschen wußte. Kant gibt auch heute das Beispiel. Wir müssen das Notwendige wollen oder das Nichts, wie Spengler sagte, aber nicht wie Spengler meinte. Er meinte das angeblich Unvermeidliche; die World federalists meinen das Rechte, das dem Menschen Angemessene.

Wer von der Revision des amerikanischen Geschichtsbildes spricht, der muß den tiefen Eindruck erwähnen, den die Schriften Arnold Toynbees in den Vereinigten Staaten gemacht haben. Man könnte geradezu sagen, die Amerikaner hätten Toynbee annektiert, zu einem der Ihren gemacht. Dieser subtile, tief bemühte und besorgte Geschichtsdenkler ist ja auch in der Schweiz kein Fremder mehr. Einen Vergotter des common man wird man den Philosophen der «Schöpfe-

rischen Minoritäten» kaum nennen können. Noch auch verabsolutiert Toynbee den Wert demokratischer Einrichtungen. Er sieht Europa und Amerika sehr eng zusammen, und er macht sie beide sehr klein, in der Zeit und selbst im gegenwärtigen Raum. Aber er ist kein Fatalist und kein Zyniker. Sein Ziel ist Erkenntnis, sein Halt Religion, sein Ideal Freiheit. Und so wird man in der Aneignung von Toynbees Geschichtsphilosophie durch die Amerikaner nicht einen Abfall von dem amerikanischen Glauben sehen können, vielmehr einen Versuch zu seiner Erweiterung und Vertiefung durch universalgeschichtliches Wissen.

In welcher Persönlichkeit, welchem Dokument uns eine lebendige Tradition am eindrucksvollsten entgegentritt, das kann nicht unbeeinflusst sein vom Zufall und vom persönlichen Geschmack. Nur im Individuellen, seiner Anstrengung, seinem geistigen Aufschwung wird ja das Allgemeine zur wohltuenden Wirklichkeit. Und so darf ich vielleicht zum Schluß bemerken, daß mir selber der amerikanische Glaube, das, was Amerika heute zu bieten hat, am schönsten ausgedrückt scheint in dem im Jahre 1948 veröffentlichten Erinnerungsbuch von Henry L. Stimson: «On Active Service.» Der Verfasser war Staatsanwalt der Union unter Theodore Roosevelt, Kriegsminister unter Taft, Gouverneur der Philippinen nach dem ersten Weltkrieg, Außenminister unter Präsident Hoover, und wieder Leiter des Kriegsdepartementes während der großen Krise des zweiten Weltkrieges. Diese Karriere erzählt Stimson, indem er von sich selber in der dritten Person spricht — die Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts. Politische und soziale Reformen zuerst, für die er sich einsetzte, als «progressiver Konservativer», wie er sich nennt; dann Krieg und äußere Politik, und das Einmünden der amerikanischen in die Weltgeschichte. Dies hat Stimson früh erkannt und es seinen Landsleuten verständlich zu machen gesucht. Er erzählt mit vollständiger Ehrlichkeit. Er beschönigt nichts; nicht das Versagen seines eigenen Prinzips, der «Stimson-Doktrin», die rechtlose Eroberungen nur passiv verneinte; nicht Schmach und Jammer der internationalen Diplomatie der dreißiger Jahre; nicht die Greuel des Krieges, der Atombombe, für deren Gebrauch er mitverantwortlich war; nicht die quälenden Eigenarten des östlichen Alliierten. Aber dieser ernste und erfahrene Politiker ist am Ende seines Lebens nicht verzweifelt. Illusionslos und praktisch, hat er sich immer auf der Höhe der Ereignisse gehalten, ohne doch den Werten und Hoffnungen seines Beginnes untreu zu werden. Hier sind seine letzten Worte:

«Die meisten Leser dieses Buches werden jünger sein als ich und zu den Generationen gehören, auf denen vor allen die Last der bevorstehenden Arbeit ruhen wird. Ihnen sage ich: Lernt aus unseren Aben-

teuern, was ihr könnt. Uebt Kritik an unseren Irrtümern, und macht es besser. Wendet euch nicht von dem ab, was ihr zu tun habt, und denkt nicht, daß Kritik an anderen eigenes Nichtstun entschuldigt. Hoffnung und Mut tun not und Glaube an die Menschheit und ihre Zukunft; denn wie es das Schlechte gibt, so gibt es auch das Gute, und der Mann, der für das Gute sich einsetzt und an seinen endlichen Sieg glaubt, mag wohl durch Enttäuschungen und Katastrophen gehen, aber endgültig geschlagen kann er nicht werden. Die einzige Todsünde, die ich kenne, ist der Zynismus.»